

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Jferold.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 26. August 1915

Interessante Kriegsbilder.

Mit der deutschen Südmaree in Galizien.
Von Hugo Unger.

Jung-Heidelberg.
Ja, und da haucht ihr daheim, was Jung-Heidelberg am einmal mit Galizien zu schaffen hat. Aber falls ihr einmal einen Verwundeten begegnet, der unter Klinken sich bei Tschila und Westid, bei Stole und Strij und am Dnjepr bei Jurawno mit den Russen herumgeschlagen hat — wir haben genug „stolische Jungs“ und Stoblenzer und Manjer dabei —, so fragt ihn nur nach „Heidelberg“, und er wird euch strahlend Antwort geben. Die Heidelberg ist man sie hier allgemein. Ursprünglich haben sie in Woloc und hatten dort für die Verwundeten eine Liebesgabenverpflegungstation errichtet. In Heidelberg aufgestellt und ausgerüstet, kamen sie in die Karpaten und haben hier eine Liebesgabenverpflegung begonnen, die jeden bedenden wollte und auch bedachte. Die Truppen der Südmaree rückten weiter, von den Bahnhöfen der Westiden ins Tiefland Galiziens, und die Heidelberg Gruppe wurde geteilt, denn vorn in der Nähe der Front brauchte man sie nicht weniger. Und von diesen Heidelbergern möchte ich doch noch ein wenig erzählen.

Da ist die Frau Professor, eine edle, rechte Sapowin, die gewissermaßen Oberärztin ist und ihre vier „Mädle“ nur so am „Schmirle“ hat. In Synowoda begegnete ich ihnen zum ersten Male. Dort hatten sie sich für einige Zeit eingerichtet. Wie ursprünglich die Stube strahlte in edler deutscher Sauberkeit, wie schnell die Arbeit von der Hand ging. Da kam ein Transport von 600 Verwundeten hinauf, die in Wagons nach Ungarn gebracht werden sollten. Die Verwundeten bekamen frische Zimmonade. Somit gibt's Tee mit Rum und Kaffee die Zille, aber bei dem heißen Wetter ein Becher Zimmonade mit feinstem Wasser — das konnten die Armen schon lange nicht mehr. Schwerverwundete erhielten Fleischbrühe. Wein. In einer Stunde konnte der Transport weiterrollen.

Einem guten Freund, der auf dem Bahnpost als Arzt tätig war und den ich schon längere Zeit nicht mehr gesehen hatte, nachdem wir fast acht Monate zusammen Krieg geführt hatten, wollte ich besuchen, und da haben wir, nachdem die Arbeit getan, zusammen im kleinen „Schwobennüble“, das sich die Heidelberg hinter ihrer Stube eingerichtet hatten. Als hätten sie ein Stück Deutschland, edelstes Deutschland, mit unübergekommen, so schien es mir. In bunten Klüften blühten auf einem schmal gezimmerten Sims Teller, Stannen und Schiffsel. Bilder an den Wänden. In Weidern gab's einen guten Schluck Monow, auf einer Schüssel appetitliche Breie. Und weiß der Himmel, wer an diesem Abend sich schon alles gefallen hat, österreichische Generalstabsoffiziere mit bündigen Orden, preussische Generalstabler, deutsche Offiziere. Da war keiner, der nicht mit offenen Armen aufgenommen wurde. Steiner, der nicht das Erinnerung an eine frohe Stunde mit auf den Weg nahm, ob er nun in die Heimat reiste oder zur Front ging. Ja, fleißig und frohlich sind diese „Schwobennüble“, für jeden Verwundeten haben sie ein Scherzwort, kein Weg wird zu weit, durch den sie jemand eine Freude machen konnten. Da ist eine Malerin, jung, hübsch, von prächtiger Lebensfreude, die jetzt nicht minder begeistert ihre Zimmonade anrührt wie vor dem Krieg ihre Farben, die allzeit fleißige und so ernst schmeckende Schwester Zah, die beim Künftigen auslassen wie keine sein kann, und die dunkle Schwester M., deren Angehörige ihr Kind nur so schmerzhaft heranziehen lassen wollten, und die nur täglich einen dicken „Verzögerungsbrief“ nach Hause schicken muß, daß der Krieg gar nicht so gefährlich ist, daß es hier nicht so tollt, daß sie gesund sei wie bei der Ausreise, die immer in Sorge ist, daß man sie heimrufen wird. Sie scharrt und arbeitet dabei so gern.

Und als ich weiter nach Galizien hineintrat, da habe ich sie in Strij wiedergetroffen. Und wieder war's der gleiche freundliche deutsche Eindruck, den ich bekam. Jetzt hatten sie in einer großen Küche ihre Verpflegungstation eingerichtet und kochten und baken dort, was das Herz liebt. Und wir haben nochmals mit ihnen und anderen Deutschen zusammen im Bahnhofsgarten einen untergegangenen Abend verbracht, wie der Krieg sie selten trennt.

Als ich wenige Tage später bei Stanislaw Verwundete fragte, die abgehoben werden sollten, wohin sie kämen, meinten sie: „Wohl nach Munkacz, aber zunächst mal zu die Heidelberg!“

Die Salinenstadt.
Nach Südosten führt von Strij mein Reiseweg. Mein Zug muß noch „einige Male“ in einigen Stunden auf den vielen Geleisen der großen Bahnanlage hin- und hergeschoben werden, bis eine Keergarnitur von Wolechow eingelaufen, der Panzerzug von der Front wieder angelangt ist. Dann scheidet man uns, angehängt an einen Munitionswagen, auf die Reise in die dunkelste Nacht hinein. Die Flammenketten der hohen Bahnhofslaternen, die kleine Gartenlampe der Heidelberg Freunde“ verschwinden. Man legt sich müde zum Schlafen und hat trotz des 12km-Tempos bei dem Knarren und Rattern der Wagen die unruhigen Träume, und woch am Frühmorgen mehr gerädert als erquid wieder auf.

In Wolechow einige Stunden Aufenthalt. Heißes Wasser zum Waschen schenkt überreichlich der Kessel der Lokomotive. Das ist Komfort auf Reisen. Das kleine Kaffeehörnchen, das schon seit Anfang des Krieges ein treuer Begleiter gewesen und dessen Henkel immer noch nicht abgebrochen ist, wird aus der Feldkuche gefüllt und in heißes Wasser gesetzt. Der Kurche befragt im Dorfe dazu eine noch warme Semmel für 2 Heller. Teuer ist sie, aber sie schmeckt. Man kann in größter Ruhe seine Mahlzeit verzehren, eilig heimlich die Bahnverwaltung nicht zu haben. Aber gegen Mittag geht's doch weiter und nun in rascher Fahrt über Dolina nach Kalisz.

Wald hinter Wolechow zeigt der Krieg wieder seine grüne Seite. Wenige Wochen vorher hatten die Russen in dieser Gegend ja einen der verzweifeltsten Durchbruchversuche gemacht, der sie Laufende an Toten und Verwundeten gefodert haben soll. Längs des Eisenbahndammes, meterlang von einander getrennt, und Schutengrabenlöcher. Und ich denke, wenn man in jedes dieser Löcher einen Toten gelegt hätte und diese Gräben zugehauelt, sie hätten nicht gereicht, alle die Toten zu bergen, die hier ihr Dasein fanden. Städtel, Dörfer, Kreuz und Quer. Verhauene Schutengraben. Dort haben die Russen gelegen. Dort sind Beobachtungsposten gewesen. Schleichpfade durch hohes, wogendes Gras.

Vor Dolina ist der Anblick noch erträglich. Man ist ja gewöhnt, vieles zu ertragen, und die Kerben sind stumpf, reaktionlos geworden. Aber die Verzerrung des Landschaftsbildes, das sich langsam entrollt, scheint wirklich unerträglich. Wieviel ferndes Blut vom Rhein und Mosel, vom Schwarzwald und Erzgebirge, von pommerischem Lande und schlesischen Fluren mag hier neben im Lode zuckenden Wiener Herzen geflossen sein. Einen Schlag schlagen sie alle, die Herzen Deutschlands, Ungarns, Oesterreichs, die aus Tirol und Steiermark, aus Böhmen und der Bukowina, für eines taten sie alle den letzten, den schmerzlichen Schlag, das heißt: Vaterland! Gehehrtrichter nebeneinander wie die Köcher eines Siebes. Als konnte die durstende Erde nicht gierig genug die Fluten Heldenblutes trinken und brauche ein Sieb, daß sie schneller rannen. Gräben nebeneinander wie gegagtes Ackerland. Aber tot, leer jetzt alles. Dort liegt ein deutscher Helm, eingedrückt und bedampft, ein offener Tornister, die Briefe, die er enthielt, am Boden verstreut und regendurchnäßt, unleserlich geworden, ein zerstücktes Käppi eines Hovved, eine Russenjaque. Und Graber, Gräber, Russen, Oesterreicher und Deutsche, stumm und friedlich schlafen sie miteinander auf dem weiten Felde, auf dem sie im Kampfe hahlohernd ihre stolben geschwungen. Langsam und mit weichen Tüchern löst der Abend die buntbeschriebene Kriegstafel aus.

Wie sind in Kalisz, der Salinenstadt, wo wir für längere Zeit bleiben werden. Wie lange weiß ja im Krieg kein Mensch. Kalisz ist eine galizische Mittelstadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und bietet der Reize nur wenige. Sie liegt an der Lomniza, einem Nebenstrom des Dnjepr und an der wichtigen Eisenbahnlinie Strij—Stanislaw. Mit Salz, Getreide, Branntwein und Zeile treiben die Bewohner einen schwunghaften Handel, und die Ausfuhrstatistik weist ganz ordentliche Zahlen auf. Woher ist diese Wirtschaft habe? Aus dem großen Konversationslexikon von Meyer, das mein zuseit gestrichelter Quartiergeber in seinem Bücherregal hat

liehen lassen. Ich muß gleichzeitig bemerken, daß Galizien mich bisher immer angenehm enttäuscht hat. Aber dieser Aufenthalt legt ihm doch die Krone auf. Von der Stadt Kalisz mag ich nicht viel reden, sie ist staubig und häßlich wie jede galizische Kleinstadt, nur daß sie als weitgepantene Rahmen noch die Vorberge und Hügel der Karpaten um sich hat.

Die Saline liegt abgefordert mitten im Grünen. Sie hat in schmalfen Raubverstecken kleine, weiße Wälder verborgen, deren Reifer vor den Russen gestoben sind. Und solche Pracht sollte ein deutscher Unteroffizier als Quartiermacher nicht ausfindig machen?

So kam's denn, daß wir nach den Russen das Kreisärzthauschen bezogen, dessen Bewohner sicher ein Junggefelte war und verstand, sein Leben so geschmackvoll wie möglich zu gestalten. Sein Speiseraum trägt wertvolle Delibilder, sein Empfangsraum eine tadellose Milchgarntur, sein Arbeitszimmer ist mit vielen Aquarelloriginalen geschmückt, zwei Bände stützen die vollgepackten Bücherregale, auf denen neben Goethe und Keuter Jola und Lolito stehen, viele Sittenbilderungen und Reisebeschreibungen. Und dann ganze Reihen medizinischer Prachtwerke. Selbst! Hier sind die Russen gewesen? Der Haushälter, der für den abgehenden Arzt das Hauswesen vertritt, erzählt mir, wie lange der Feind in der Stadt gewesen. Sein Bild hätten die Russen mitgenommen, sein Buch angerührt. Nur den im Konjunktionszimmer stehenden Gefäßschrank haben sie erbrochen. Nur den Geldschrank. Sonst ist alles in Ordnung. Viel gefunden werden sie übrigens nicht haben! Jetzt erlachend hinzu. Vor dem Arbeitszimmer schaukeln Beiranken. Ein breiter schöner Garten mit Obstbäumen breitet sich vor ihm aus. Da ist eine geräumige Raube ganz im Grünen, ein Fischteich mit Schleie, eine Obstanlage voll Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren. Was genommen wird, wird bar bezahlt. So haben wir es ausgemacht. Und billig genug ist's ja.

Ein herrlicher, weicher Abend spannt über dem Grün seine verblühende Bläue, spielt in der hohen Tanne am Wirtschaftshaus und geistert durch die Weidhahndämme. Und ich sitze und schreibe und denke für Augenblicke, ich wäre dabei, so schön und so heimlich ist es hier. Und hinter mir, wo die Terrafotografie unbeschädigt steht, fängt ein Amor netlich eine Nymph. Müht, während aus der Ferne Trommelwirbel verüberziehender Truppen herüberbrummt.

Im Tiroler Fels.

Die Kämpfe an der italienischen Grenze.

Der Krieg ist ins Hochgebirge hinaufgezogen. Und wiederum hat er eine ganz neue Gestalt angenommen. Im Felsengebiet an der Tiroler Grenze zeigt er Formen, die im ganzen bisherigen Kriegsverlauf nicht ihresgleichen haben. Die Kämpfe in den Karpaten waren ein Ringen um Kluppen, der Krieg in Westitalien geht um himmelwärts ragende Steinfelsen. Sentkreuzer Mauern gleich streben die Felsmassive zur Höhe. Wie schmale Rinne sind die Täler eingekerbt. Und in schwindelnden Serpentinen klettern die Armierungsstrahlen auf die schmalen Köpfe hinauf, die jetzt zur Verteidigung eingerichtet sind. Eng an die überhängenden Wände klammern sich die Wege, jäh stürzen von ihnen die fahlen Hänge in schauerliche Tiefen. Niedergelegt sind die Einfassungsmauern, die das auf den Abgrund schauende Straßensbord säumten — wer um eine der scharfen Ecken biegt, sieht sich unvermittelt über gähndem Abgrund. Wenn man aus der Tiefe hinauffährt, auf einen der Berge, die jetzt granitene Kiesel vor den italienischen Annarsch schieben, ist man gleich mitten im Krieg. Sperren, aus denen blanke Geschützrohre äugen, schließen die Straße. Mit den Felsen vermahlen sich Stachelbratbeden, Drahtverhau in den Weingärten, Drahtverhau zwischen den Alpenrosenbüschen. Einen schimmernden Glanz wehen sie um die Klippen, silbern leuchten sie zwischen den Bergblumen, aber wehe dem, der von unten heraufklimmend glaubt, sie durchdringen zu können. ...

Oben, wo die Winde um ein schmales, nach allen Seiten hin offenes Plateau pfeifen, verläuft die Front. Jeder Fels ein Stützpunkt, der Schluchten und Täler, durch die der Feind sich vorwärts wagen könnte, beherrscht. Eine in sich abgeschlossene Felsung, wie kein Krieg je bisher sah, Wunderwerke der Sprengtechnik wurden hier geschaffen, Ra-

ubern gebrochen, Stollen- und Schächte getrieben. Bisweilen steigt man 150 Meter weit in elektrisch beleuchteter Poterne in den Berg hinein, um zu Geschützstellungen zu gelangen. Aus dem Dunkel heben sich die Umrisse klobiger Maschinen — deren Wesen man sich schwer zu erklären weiß. Schaut man dann näher hin, so entdeckt man, daß es Elektromotoren sind, die Scheinwerfer in Betrieb setzen. Mitten an der fent-rechten Wand geistert nachts plötzlich der weiße, gepenfige Strahl auf, der die feindlichen Stellungen taghell überflutet. Und mitten aus dem Berg heraus speit schwere Artillerie Geschosch um Geschosch um die Hänge weg zum Gegner hinüber. Und im Felsen horstet auch die Infanterie. Neben den breiten Kellern, die der Artillerie dienen, ziehen sich die Schützengräben hin. Blitt man von unten mit unbewaffnetem Auge an einem solchen Felsen empor, so erkennt man meist rein gar nichts, das darauf schließen ließe, daß da oben Soldaten auf den Feind warten. Erst wenn man die Felswand aufmerksam mit dem Glas muftert, kann man die von innen heraus entflammenden Lücken entdecken, die sich als schmale auffällige Streifen auf dem heißen Gestein abzeichnen. Prachtvoll sind diese Befestigungsanlagen, raffiniert erbacht und bewundernswürdig in fützester Zeit konstruiert. Keine Spalte, die nicht geschickt ausgegütet worden wäre. Eine dieser Anlagen habe ich gesehen, an fast 900 Meter hohem Fels. Ich hatte in den letzten Tagen wieder Gelegenheit, mich vom Plateau von Folgaria aus zu überzeugen, wie groß der Felsabzug ist, den die italienische Kriegführung Lischer gemacht hat. An dem wichtigen Tiroler Grenzabschnitt, den man von dort überblickt, stehen die Italiener immer noch dort, von wo sie ihren Siegeszug anzutreten gedachten. Es ist der Raum, der an der Ostflanke von Südtirol etwa vom Asticoal bis zum Monte Maggio reicht und für einen italienischen Vormarsch sehr wichtig ist, da von ihm aus die Hochgebirge von Folgaria und Laarone und ein Vorstoß gegen das Tal von Osten anzutreten sind. Die italienische Front hat in diesem Gebiet ihren Brechpunkt. Vom Gardasee aus verläuft sie in östlicher Richtung zur Grenze, um dann dieser nach Nordosten zu folgen. An Versäufen, diesen Brechpunkt auf österreichisches Gebiet zu verlegen, haben es die Italiener nicht fehlen lassen. Mit ihrer schweren Artillerie suchten sie immer wieder, unsere starken Stellungen zwischen Laarone und dem Terragnolotal zu erschüttern, aber vergeblich. Wo geringe Befestigungen vor-tamen, wurden diese sofort wieder beboben. Und trotzdem bestänntlich die Italiener sich in der Offensive befinden, haben die österreichisch-ungarischen Truppen im Abschnitt der aus dem Aufmarschraum Seite Commune — Plateau von Tennezza nach Tirol hereinüberführenden drei Stützpunkten Terragno—Borcola—Asticoal durch den Besitz des Grottoe mehr italienisches Territorium inne als der Feind — im gleichen Raum — tirolischen Boden. Denn nur einen Zipfel des Monte Maggio vermochte dieser nach den Anfangskämpfen zu behaupten, und auch auf diesem zeigte er sich nur nachts. Alle übrigen Verteidigungspunkte dieses Frontteils der italienischen Aufstellung befinden sich immer noch auf italienischem Boden.

Hauptstellungen, von denen aus die italienische schwere Artillerie zu wirken sucht, sind: Fort Campolongo, Tennezza, dann die Balbana-Position, deren Munitionsdepot dort einigen Tagen durch einen unserer Mörser in die Luft gesprengt wurde, der Coston d'Arfero und der Torra-ro. Sie alle gehörten schon im Frieden der italienischen Linie, und die Geschütze, die auf die österreichisch-ungarischen Positionen feuern, befinden sich noch immer in den kleinen Satteln, auf denen sie schon am ersten Kriegstage platziert waren. Trozdem die italienische Artillerie sehr viel Munition verschießt, ist ihre Wirkung eine recht geringe. Auf eines unserer Werke wurden 4000 Schuß abgegeben, ohne daß diese auch nur vorübergehend außer Gefecht gesetzt worden wäre. Umgekehrt hat unsere Artillerie schon schweren Schaden angerichtet. Neben den schon oben angeführten Beispielen sei erwähnt, daß nach Gefangenenausfagen ein Schuß, der in die vordere Dedung eines italienischen Werkes ging, diese völlig zertrümmerte und 40 Mann tötete. Abgesehen von diesen Artilleriekämpfen ist es noch zu keinem wirklich ernstem Zusammenstoß gekommen. Die Kommandanten und die Truppen brennen darauf, sich mit dem Feind zu messen. Aber dieser bleibt untätig. Außer Patrouillen bekommt man keine Infanterie zu

Gesicht. Wie die italienische Heeresleitung sich die Weiterentwicklung eigentlich vorstellt, ist höchst unklar. Alles auf die Offensive am Tsonzo einzustellen, dürfte wohl kaum in ihrem Plan liegen. Warum sie dann aber mit einer energischen Operation an der Tiroler Grenze wartet, liegt im Dunkeln. Daß eine solche äußerst schwierig sein wird, mußte sich der italienische Generalstab schon vor Kriegsbeginn sagen. Ebenso, daß jeder Schritt gegen die von unseren tapferen Truppen verteidigten Felsen ungeheure Ströme von Blut kosten würde. Menschenökonomie kann es also nicht sein, die die zögernde Haltung erklärt. Auch nicht die Absicht, erst mit Artillerie unsere Stellungen niederzukämpfen und dann erst größere Infanteriemassen in Aktion treten zu lassen. Denn die Aussichtlosigkeit eines solchen Beginns hat die bisherige Kampferfolge erwiesen. Nur eine Lösung bleibt für die Schlappheit, mit der die Italiener gegen Tirol Krieg führen: Die Nichterfüllung aller Prämissen, auf denen Italiens Zusammengehen mit seinen Verbündeten beruht, macht Cadorna und seinen Leuten einen solchen Strich durch die Rechnung, daß darob ihr ganzer Kriegsplan in's Wasser gefallen ist und sie nun nicht mehr ein — noch aus wissen.

(Neues Pester Journal.)

Der arme Musikant.

Von W. C. v. Horn.

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geübert, wenn ich das Wort höre: „Es geschieht in unsern Tagen nichts Gutes mehr!“ Da sollte man doch wahrscheinlich denken, unsere Zeit sei die allerschlimmste seit Adams Tagen und die Menschen seien alleseim Unmenschen. Ich sag's jedem ins Gesicht, es ist nicht wahr, wenn's auch Bismarck genug gibt. Eine schlechte Tat wird überall erzählt, aber wenn einmal eine gute geschieht, schwelgt man davon.

Ich will aber nicht schweigen, wenn ich eine gute Tat hier oder dort sehe, und will gleich eine erzählen.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eine sehr große öffentliche Gartenanlage voll herrlicher Bäume und der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volk strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens; auch kamen viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo frühere Menschen sind, da hat aber auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklichen Mitmenschen denken will.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem sein kleiner Gnadenlohn zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater ererbt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß der vor ihm saß und den alten Gut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und siedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hielten ihn die Leute nur einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen: dünnes, neiges Haar bedeckte seinen Schädel; ein alter fadenförmiger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgemacht, und fast jede hatte ihm in einer Karte einen Dutzend Verlierer seine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen, eine Kartätschentugel hatte die zwei anderen bei Alpen mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine Märsche und Tänze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Puges. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; — heute abend muß er hungern auf seinem Strohlager im Dachstuhlchen. Sein Pudel war in der Tat besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege unter einem Gassensteine einen Knochen, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange, daß die Sonne; denn schon leuchteten die Lustwänder zurück. Da legte sich ein recht tie-

fes Leid auf das wetterharte, ver-narbte Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gelleibter Herr stand, der ihm lange zubörte und ihn mit dem Ausdrücke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stieg die Stirn in die hohle Hand, und die Erde sog eine heimliche Träne ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben ihm am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verfallene Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war aber, als wenn die Tränen wie siedend heiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Mit Eure Geige ein Stündchen!“

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so höflich umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger trugte so über. Er stimmte sie gluckend, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele.“

Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubelten Engelsstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz zu bewegen, daß die Augen trüben wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und haben den stattlichen Herrn an und horchten auf die wunderbaren Töne; jedermann sah's, der Mann geize für den Armen, aber niemand faante ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an.

Und was die Hauptfache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich, Gold, Silber oder auch Kupfer, je nachdem er vermochte. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Aergere? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter“, riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!“ Der Alte tar's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sad, in den er die Violine zu feden pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Braub über das andere erschallte. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ über. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk. Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!“

Der Herr hielt seinen Hut hin, auch dieser füllte sich. Alles gab, und als der Herr das Geld in des Invaliden Sad geschüttelt, rief er: „Boucher lebe hoch!“

„Hoch! hoch!“ rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!“

— **F a u l e A u s r e d e.** Leutnant (der im Felde einen Soldaten mit einer Gans unterm Arme ertappt): Was soll das?

Soldat: Bitt', Herr Leutnant, ich will' einen Brief heim schreiben, hab' keine Feder, und da will ich mir 'ne Kleiber Feder schneiden!

— **G e m u t l i c h.** Student (zur Hausfrau): Die rückständige Mietswollen E' Geh'n E' Frau Werner, spielen E' doch mit die tonische Alte!

— **E r t l ä r l i c h.** Kommandant eines Gefangenenlagers: Was war denn das eben: für ein gewaltiger Tumult unter den Russen?

Posten: Ein Russe hatte eine Zahnbürste gefunden, und da wollten nun alle das Ding kennen lernen!

— **V i e l s a g e n d e s M i s s v e r -**
s t ä n d n i s. Herr A.: Ist Ihre Schwester nicht Wändigerin?
Gemann: Rein, sie ist noch unverheiratet.